

Die Undine der Evolutionstheorie

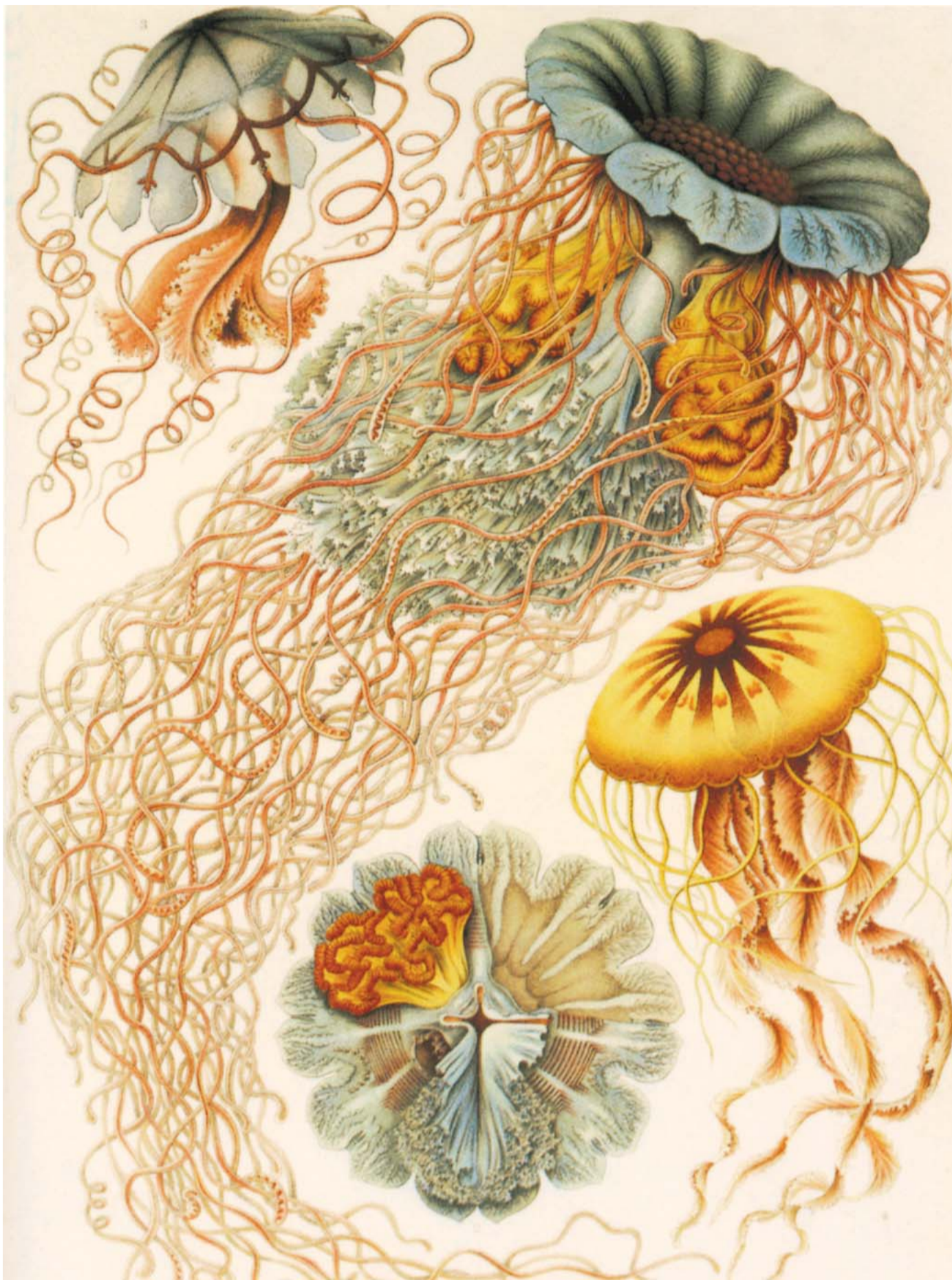
Ein Datum, zwei Leben: Der deutsche Evolutionsbiologe Ernst Haeckel galt als Bösewicht der Wissenschaftsgeschichte. Das Buch von Robert J. Richards gibt seinem Leben eine neue Wendung.

Gut, fangen wir einfach mit der lustigsten Szene an: Ernst Haeckel, Deutschlands wortgewaltigster Verfechter der Evolutionstheorie, besucht Familie Darwin in Downe. Es ist das Jahr 1866, ein Sonntag im Oktober, und der deutsche Zoologe, bereits berühmt für den Granatenton, mit dem er sich durch sämtliche Debatten bombt, ist – man will es kaum glauben – nervös. Zu Hause in Jena hängt Darwins Bild über dem Schreibtisch, nun sieht er sein Vorbild tatsächlich persönlich, er hat eine der seltenen Audienzen ergattert, die der kränkelnde und kontaktscheue Forscher vergibt. In Down House empfängt ihn die ganze Familie, der Grund, warum wir heute über diese Szene so detailliert unterrichtet sind. „Als er eintrat, war er so durcheinander“, berichtet die dreiundzwanzigjährige Tochter Henrietta Darwin ihrem Bruder George, „dass er das wenige Englisch, das er beherrscht, auch noch vergaß.“ Und damit sich George auch wirklich vorstellen kann, was der verdatterte Gast in Darwins Wohnzimmer herauswürgte, schreibt Henrietta alles im Wortlaut auf. Originalton Haeckel: „Zatven ze officers are deeded ze commons take ze cheap.“

Was machen wir aus diesem Kauderwelsch? Am besten lesen wir uns das Silbengerümpel laut vor, verschleifen wie der arme Haeckel das „th“ zu „z“, und am Ende wird er wohl etwa Folgendes gemeint haben: „When the officers are killed the privates take the chief command.“ Es ging um Deutschlands militärische Auseinandersetzungen und die Hoffnung, Kriege könnten auf lange Sicht den Einfluss der Generale schwächen.

Henriettas Brief mag wenig schmeichelhaft klingen, es ist trotzdem wohl das Netteste, das wir seit langem über Haeckel gelesen haben. Haeckel, darauf hatte sich die Literatur schon geeinigt, ist traditionell der böse Sidekick in der Darwin-Show, der Halunke der Wissenschaftsgeschichte, ungehobelt, ruchlos, verbohrt. Während Darwin immer mehr zum strahlenden Siegfried der Evolutionstheorie aufgestiegen ist, sank Haeckel unaufhaltsam zum Hagen von Tronje ab: Der Bösewicht, der mit gefälschten Forschungsergebnissen und rassistischen Ausfällen der Evolutionstheorie fast tödliche Wunden zufügte.

Nun ist die lang erwartete Haeckel-Biographie von Robert J. Richards erschienen, Wissenschaftshistoriker an der Universität von Chicago, und es ist, als sähe man einen Film, den man schon auswendig zu kennen glaubte, plötzlich in einem völlig neuen Schnitt und mit verblüffend anderer Musik unterlegt. Die Szene des stotternden Haeckels in Downe ist Teil davon, die historischen Eckdaten sind natürlich auch in Richards „The Tragic Sense of Life. Ernst Haeckel and the Struggle over Evolutionary Thought“ gleich geblieben: Haeckel wurde 1834 als Sohn eines preußischen Regierungsrats in Potsdam geboren, studierte Medizin, begeisterte sich früh für die Evolutionstheorie und wurde zu ihrem Messias. Evolution, Affenverwandtschaft, Selektion lernten die meisten Menschen nicht durch Charles Darwins Werk kennen, sondern durch Haeckels, die von ihm begründete Weltanschauungslehre „Monismus“ schwoll zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts zu einer Massenbewegung an, allein „Die Welträtsel“ von 1899 verkauften sich 400.000-mal.



Abbildungen aus den besprochenen Bänden

Als Fackelträger der Wahrheit verstand sich Ernst Haeckel – eine Karikatur von 1900 zeigt ihn als mahnenden Messias mit seinem Beststeller „Die Welträtsel“ im Arm. Die Hingabe, mit der er auf der anderen Seite die Lebewesen wie die hier abgebildete Qualle studierte und zeichnete, verknüpft nun der Wissenschaftshistoriker Richard das mit einem Datum, dem 16. Februar 1864 – dem Tag, als Haeckel dreißig Jahre alt, mit einer Medaille geehrt wurde und seine Frau verlor.

Der große Trainingswindel

Lassen sich unsere Führungskräfte Blödsinn andrehen? Richard Gris hat ein Plädoyer für weniger Fortbildung geschrieben

Gut, die großen Spendierhosen mit roten Streifen hat Richard Gris nicht an. Muss er auch nicht, er hat uns ja jetzt ein Buch geschenkt. Und darin kündigt er weitere Gaben an, denn er lobt einen Wettbewerb für seine Leser aus. Als Diplompsychologe und Trainer im betrieblichen Weiterbildungssektor weiß er natürlich, dass solche *incentives* schon durch die bloße Ankündigung Erfolg versprechen – gerne erläutert er uns deshalb den Placebo-Effekt, gerne geißelt er auch seine eigene Branche wegen deren heillosem Gewinnstreben. Sollte Gris sich anders verhalten als seine Kollegen? Nein, da ist er ehrlich. Er gibt seinem Publikum ein Rätsel auf und schreibt: „Unter den ersten zehn richtigen Einsendungen wird ein Überraschungspreis verlost. Mitmachen lohnt sich. Ich habe Spendierhosen an. Aber nur kleine.“

Die großen tragen ohnehin die deutschen Unternehmenschefs. Zumindest, wenn man Gris glaubt, der in seinem Buch zahlreiche Beispiele für jene Geldverschwendung zusammenträgt, die gemeinhin als nützliche Mittelverwendung

gilt: die Weiterbildung von Arbeitnehmern. Alles Unsinn, so Gris, und deshalb schreibt er sein Plädoyer für weniger Fortbildung unter Pseudonym: „Würde mein Arbeitgeber von diesen Zeilen erfahren, würde er mir standrechtlich kündigen und fristlos zur Therapie schicken.“ Die flotte, aber unsaubere Formulierung lässt vermuten, dass hinter dem Namen Gris wirklich ein Trainer steckt; andere Details weisen auf München als dessen Wohnort hin. Aber das will man gar nicht wissen.

Was man wissen will, sind Fakten. Die eigene Branche, so Gris, sei so schlecht dran, weil es all diese dummen Führungskräfte gebe, die sich noch den größten Unsinn andrehen lassen. Da kommt das Buch von Gris gerade recht, denn mit 24,90 Euro ist es nicht gerade billig, und außer Selbstmitleid und Polemik hat es wenig zu bieten. Die Beispiele aus der Praxis bewegen sich meist auf mittlerer Managementebene, und da auch sie anonymisiert sind, muss man dem Autor schon vertrauen, dass hier authentische Äußerungen wiedergegeben werden. Der Tonfall zumindest klingt nach Gris.

Und das ist keine Empfehlung. Offenbar hat der Autor einige Standardwitzchen aus seinen Seminarprogrammen übernommen. Da gibt es abgedroschene Floskeln. Wie lautet etwa die Antwort auf das Angebot eines Krankenhauses, dessen Mitarbeiter in einem zweistündigen Crashkurs in Patientenkommunikation fit zu machen? „Klar, gerne doch. Unmögliches wird sofort erledigt. Wunder dauern etwas länger.“ Und wie präsentiert man Allegorien? „Was hat ein rindfarbener, graubrauner Vogel mit Top-Managern und Weiterbildung zu tun? Der gefiederte Freund wiegt etwa 50 Gramm, hat eine Körperlänge von ungefähr 17 Zentimetern und sieht auf den ersten Blick wie eine Singdrossel aus. Haben Sie erraten, um wen es sich handelt? Es ist der Jynx torquilla. Kennen Sie nicht? Bei rund 9800 bekannten Vogelarten kann das schon mal passieren. Vielleicht ist Ihnen das deutsche Wort geläufig. Die Rede ist vom Wendehals.“ Da dürften die Trainingsteilnehmer verzweifelt gekichert haben. Beim Lesen ist derart gequälte direkte Ansprache selbst eine Qual.

Haeckel verdanken wir die schönsten und die hässlichsten Ansichten der Evolutionstheorie: Mit „Kunstformen der Natur“ prägte er den verspielten Stil einer ganzen Epoche, aus diesem Buch rankte sich die neuentdeckte Unterwasserwelt in Europas Städte, auf Plätze, Fassaden, Vorhänge und Gemälde. Gleichzeitig erklärte Haeckel australische Eingeborene zum Bindeglied zwischen Mensch und Affe und lobte die Spartaner dafür, dass sie kranke oder missgebildete Kinder gleich nach der Geburt töteten. Das Echo, das Haeckel im Nationalsozialismus folgte, überzeugte einige Historiker davon, dass die Lehren des deutschen Biologen den Nationalsozialismus vorbereiteten. An Haeckels Doppelgesichtigkeit aber sind bisher fast alle Historiker gescheitert, es schien als könne man die beiden Haeckels nur getrennt behandeln.

Die Klammer, die Richards gefunden hat, um Haeckels Persönlichkeit zusammenzubringen, bildet ein Tag in dessen Biographie: Es gibt ein Datum, an dem Haeckel in mehrere Teile zerspringt, dem 16. Februar 1864. An diesem Tag wird Haeckel dreißig Jahre alt, ihn erreicht die Nachricht, dass er die Cothenius-Medaille gewonnen habe – und es stirbt Anna Sethe, seine Frau und große Liebe. Noch fünfunddreißig Jahre später wird er in ei-

nem Brief schreiben, dass sein Geburtstag am 16. Februar jedes Jahr aufs Neue der schrecklichste Tag in seinem Leben sei, weil er ihn daran erinnere, seine erste Frau verloren zu haben. Haeckel heiratet ein zweites Mal, er bleibt, wie Richards bereits in der Einleitung treffend sagt, jedoch „a man of parts“, ein Mann in Teilen. Mit grimmigem Welthass wühlt sich der junge Forscher von nun an in dunkelsten Nihilismus, als ob die ganze organische Natur für die Leere büßen müsse, die Anna Sethes Tod in sein Leben riss. Fast wütend besteht er auf Ödnis, Sinnlosigkeit, Gewalt und Vergehen in der Natur. Gleichzeitig hört er nie auf, seiner verlorenen Liebe hinterherzujagen und auch sie im Medium der Natur zu beschwören. Als 1879 sein Werk über das „System der Medusen“ erscheint, nennt er die schönste aller Quallen *Desmonema Annasethae*: Er gibt ihr einen Körper aus taubenblauen Rüschen, Tentakel, die sich wie geheimnisvolle Schriftzeichen über die ganze Seite ziehen, und das Gesicht einer Blüte. Aus Anna Sethe ist eine Erscheinung geworden, eine verzauberte Undine von unerreichbarer fremder Schönheit. Von hier steigert sich Haeckel in immer esoterischere Höhen, Naturforschung gerät ihm mehr und mehr zur Religion.

Wenn der 16. Februar 1864 das Datum ist, an dem der junge Naturforscher in zwei Teile zerbricht, dann ist es der 30. Juli 1908, an dem seine religiös überformte Naturverehrung ihre eigene Kathedrale erhält. Haeckel eröffnet in Jena das Phyletische Museum – in Wirklichkeit eine Kirche, wie Martin Fischer, heutiger Direktor der Jenaer Institution, überzeugend in dem ebenfalls soeben erschienenen Buch „Das Phyletische Museum in Jena“ argumentiert. Im Jahr 1904 war Haeckel auf dem Internationalen Friedenskongress in Rom zum Gegenpapst ausgerufen worden, 1906 gründete sich am Zoologischen Institut in Jena der Deutsche Monistenbund mit dem Publikationsorgan „Der Monismus. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung und Kulturpolitik“, wieder zwei Jahre später war es so weit: Für seine Abstammungslehre baute sich Haeckel nun einen eigenen Tempel, den Petersdom von Jena. Bei der Eröffnung gab es kaum zoologische Präparate zu sehen, stattdessen aber eine weibliche Statue, die Allegorie der Wahrheit: Mit einer Hand reißt sie eine Fackel in die Höhe, in der anderen hält sie einen Schimpansenschädel. „Die Wahrheit“, so Haeckel, „dass der Mensch von tierischen Vorfahren abstammt, wird wie eine Fackel die Welt erleuchten.“ Damit nicht genug: Ein Spruchband läuft quer durch die Eingangshalle, es ist ein Zitat von Johann Wolfgang von Goethe: „Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, hat auch Religion.“ An der Decke wurden Ornamente in Form von gemalten Quallen angebracht, die Tiere, in denen Haeckel im Andenken an Anna Sethe zuerst Wissenschaft, Kunst und Religion zusammenführte.

In der anlässlich des hundertjährigen Jubiläums eröffneten, neu gestalteten Ausstellung im Phyletischen Museum in Jena sitzt *Desmonema Annasethae* in einem kleinen Glasnapf – grau, vertrocknet, unscheinbar. Wir werden das Typusexemplar nicht mehr ansehen können, ohne an das gebrochene Herz Ernst Haeckels zu denken. Robert J. Richards Biographie zeigt den Evolutionsbiologen in seiner ganzen Unberechenbarkeit: mutig, klug, besessen, lächerlich, düster, gefährlich. Er war nicht der Held, als den ihn seine Zeit sehen wollte, und nicht das Monster, das die Nachwelt aus ihm machte. Wir wurden bisher vor eine falsche Wahl gestellt. Für diese Erkenntnis würde man Richards meisterlich erzählten Buch am liebsten gleich noch einmal von vorne lesen.

JULIA VOSS

Martin S. Fischer, Gunnar Brehm und Uwe Hoffeld: „Das Phyletische Museum in Jena“. Institut für Spezielle Zoologie und Evolutionsbiologie mit Phyletischem Museum, Jena 2008. 113 S., geb., zahlr. Abb., 9,90 €.

Robert J. Richards: „The Tragic Sense of Life“. Ernst Haeckel and the Struggle over Evolutionary Thought. Chicago University Press, Chicago 2008. 551 S., geb., zahlr. Abb., 39,- \$.

und das kann man auch. Seine Ausführungen darüber, dass es gar nicht möglich ist, die Ergebnisse von Schulungen zu kalkulieren, weil es zu viele Verwicklungen mit anderen Faktoren gibt, die für Erfolg am Arbeitsplatz eine Rolle spielen, sind plausibel. Das Einzige, was man kalkulieren kann, sind die Kosten. Das gilt aber auch fürs Roulette, und dennoch würde das niemand als unabdingbar für ein Unternehmen propagieren.

Also eine vertane Chance, dieses Buch. Auf die Kompetenz von Trainern wirft es immerhin indirekt Licht, weil man sowieso niemanden ökonomisch ernst nehmen sollte, der den Anspruch hat, „in möglichst kurzer Zeit das beste Ergebnis zu erzielen“. Entweder will man das beste Ergebnis in einer festgelegten Zeit erreichen oder ein bestimmtes Ergebnis so schnell wie möglich. Beide Optima zusammen sind Nonsens. Das könnte Gris wissen.

Andreas Platthaus
Richard Gris: „Die Weiterbildungslüge“. Warum Seminare und Trainings Kapital vernichten und Karrieren knicken. Campus Verlag, Frankfurt am Main 2008. 248 S., geb., 24,90 €.

Im Geschichtsunterricht

Mittelalter für die Schule

Kein Fachhistoriker findet heute so leicht den Weg auf eine Professur wie sein Kollege von der historischen Didaktik. Spätestens seit Einführung der neuen Bachelor- und Master-Studiengänge ist die Fachdidaktik in der Ausbildung der Studierenden gleichberechtigt neben die Geschichtswissenschaft selbst getreten, ohne dass dafür genügend qualifizierte Kandidat(inn)en zur Verfügung stünden.

Die Bewerberlage ist so desolat, dass manche Berufungskommissionen schon erwägen, ihren Auftrag zurückzugeben; anderswo können Studienräte, die vor einigen Jahren mit sehr gutem Ergebnis promoviert worden waren, auf eine wissenschaftliche Karriere aber schon verzichtet hatten, nach einem passablen Vortrag mit dem Ruf auf eine Didaktik-Professur rechnen. So deprimierend der fehlende Wettbewerb für Universitäten auch ist, die ihre Standards wahren wollen, sind sie doch gezwungen, den Vorgaben der Bildungspolitik zu folgen. Nach dem Willen der Ständigen Konferenz der Kultusminister sollen Lehrerinnen und Lehrer ihre grundlegenden Kompetenzen neben den Fachwissenschaften auch in den Fachdidaktiken jetzt und künftig im Studium selbst aufbauen.

In dieser Lage kann man nur begrüßen, dass mit Thomas Martin Buck ein bereits bestallter Professor für Geschichte und ihre Didaktik an der PH Freiburg einen breit ausgeführten und gut durchdachten Versuch unternommen hat, wenigstens für den Mittelalterunterricht an der Schule eine neue Didaktik zu entwickeln („Mittelalter und Moderne“). Plädoyer für eine qualitative Erneuerung des Mittelalter-Unterrichts an der Schule. Forum Historisches Lernen. Wochenschau Verlag, Schwalbach/Ts. 2008. 431 S., Abb., br., 49,80 €. Der Verfasser hatte sich erst nach seiner Habilitation für den Wechsel ans Gymnasium entschieden, von wo er nach drei Jahren auf eine C-3-Professur berufen wurde. Zu Recht kann Buck geltend machen, dass sein Entwurf aus der Schulpraxis hervorgehe; insbesondere wollte er der Einführung des achtjährigen Gymnasiums Rechnung tragen, durch die der Geschichtsunterricht (in Baden-Württemberg) in die siebte Klasse vorgezogen werde und das Mittelalter in kindgemäßer Weise zu unterrichten sei.

Den gebotenen Ansatz bei der Lebenswelt der Kinder verbindet Buck mit dem Ziel, das Mittelalter als eine Epochenkonstruktion begrifflich zu machen, die dem Bedürfnis der Moderne nach Selbstvergewisserung durch Kontrastierung folge. Im Mittelalterunterricht gehe es also um die Bildung von Geschichtsbewusstsein überhaupt. Die Epoche, die für Buck bis zur Moderne im Zeitalter der Revolutionen um 1800 reicht, werde durch die Prinzipien „Alterität“, „Kontinuität“ und „Identität“ im Verhältnis zur neuesten Zeit und Gegenwart vermessend.

Bucks konstruktivistische Auffassung von Geschichte ist für Fachwissenschaftler gewiss nicht originell, und man wundert sich, dass er 400 Seiten zu brauchen meint, um den immer gleichen Gedanken seinen Didaktik-Kollegen nahezubringen. Eher in die Forschung der siebziger Jahre zurück weist auch sein einziges ausführlich vorgestelltes Beispiel für einen zeitgemäßen Mittelalterunterricht. Anhand der „funktionalen Dreiteilung“ der Gesellschaft, nach der im christlichen Westen Europas „Beter“, „Bauern“ und „Krieger“ ihre je eigenen Aufgaben im wechselseitigen Dienst an den anderen und am Ganzen wahrzunehmen hatten, will er die Andersartigkeit einer zugleich transzendental begründeten sozialen Ordnung vorführen.

Trotz beachtlicher Literaturkenntnis scheint der Verfasser neuere Entwicklungen verpasst zu haben. Zwar ist die Einsicht unhintergebar, dass jede historische Erkenntnis nur in Relation zu dem auch zeitgeschichtlich bedingten Standort und zu den problemorientierten Fragen des Forschers „wahr“ ist, doch verlangen neue geschichtliche Stoffe zugleich nach einer kritischen Verarbeitung; dazu gehören alle Einsichten, die durch die Ausweitung des historischen Blicks im Kontext mit der Europäisierung und Globalisierung des Geschichtsbildes möglich und nötig werden. Keineswegs naiv, sondern philosophisch geschult drängen begabte Studierende über den Relativismus historischer Erkenntnis hinaus, um bei aller Erinnerungskritik anhand der Überlieferung doch zu „Tatsachen“-Aussagen vorzustoßen.

Auch scheint Gesellschaftsgeschichte, etwa als „Stände- oder Gruppengeschichte“ wie bei Buck, bei den Entwürfen der deutschen Bundesländer für das neue Geschichtsstudium angeheurer Lehrer nicht mehr eingeleitet zu werden, wenn man von den auch anthropologisch gedeuteten „urbanen Lebensformen“ absieht. Vor allem fragt es sich, ob sich der Mittelalterunterricht auf den punktuellen Vergleich mit der Moderne beschränken darf und nicht auch mit einer Auswahl von Themenfeldern den historischen Wandel seit der Antike zur Anschauung bringen muss. Buck würde auf diese Vorhaltung wohl nicht ohne Grund auf die viel zu eng bemessene Unterrichtszeit hinweisen, doch darf diese unbefriedigende Feststellung eben nicht die letzte Antwort bleiben.

MICHAEL BORGOLTE